

REMINDER

Sanela TADIĆ  Kurzgeschichte • im 2019

Du hältst das aus. Tapfer hört sie es sich flüstern. *Niemand weiss, wie stark ich bin und was ich alles aushalten kann. Besonders dann, wenn keiner ahnt, dass ich etwas aushalten muss.* Früher hielt man sie für sensibel, heute nennt man sie taff. Ist sie es wirklich? Taff? Oder musste sie einfach über die Jahre ein schauspielerisches Talent entwickeln, so überzeugend und Oscar-reif, dass sie nicht bloss andere, sondern vor allem sich selbst täuschen kann? Taff zu sein.

Die Umkleidekabine, in der sie jetzt steht, ist winzig wie alle diese Kabinen. Der Raum reicht gerademal dazu, ihre Kleider auszuziehen und in diesen grünen Einweg-Anzug zu schlüpfen. Sie kann höchstens zwei Schritte in jede Richtung machen. (Nicht ohne Grund meidet sie es, in vollgestopften Shoppingcentern Kleider anzuprobieren. Meistens nimmt sie mit blossen Augen Mass oder bestellt online.) Nicht mal der grosse Spiegel vor ihr täuscht über die Enge hinweg, in der sie dringend gewordene Sätze vor sich hin flüstert, damit niemand hört, was sie jetzt hören muss: *Du hältst das jetzt aus! Du bist verdammt gut im Aushalten!* Wenigstens ist da eine leise Stimme, die auf ihrer Seite ist. Eine taffe Sprache für schwache Zeiten.

Früher, als sie noch als sensibel galt, waren ihr enge Räume egal. Taff wie sie heute ist, fühlt sie sich ihnen ausgeliefert. Selbst bei ihrer Wohnung wurde es ihr

zur Notwendigkeit, dass sie mindestens 80 Quadratmeter und eine gewisse Höhe hat. Erst jetzt – in diesem Moment – versteht sie auch warum.

„Sie müssen Ihren Schmuck ablegen.“ hat eine Frau im weissen Kittel eben noch routiniert, aber freundlich in die Kabine gerufen. Aus dem Raum nebenan klingt es wie auf einer Baustelle. Ein dumpfer, lauter Hammerschlag. Immerzu wiederholend. Entsetzlich monoton. Dazwischen ein mehrmaliges Piepen, auf das wieder Hammerschläge folgen. Es ist, als würde die Geräuschkulisse den Lärm in ihrem Kopf wiedergeben. Den inwendigen Alarm, den sie hört, wo kein Gehör jemals hinreichen könnte. Das ist wahrscheinlich auch gut so, dass wir mit diesem unsichtbaren Ohrenschutz ausgestattet sind, um den Lärm in den Köpfen anderer nicht auch noch hören zu müssen.

Von der freundlichen Frau im weissen Kittel wurde sie angewiesen, in der Umkleidekabine zu warten, bis sie gerufen wird. Heimlich geht sie trotzdem vor die Tür, an die durchsichtige Trennwand, um den weissen Sarg zu sehen, in den sie bald gelegt wird. Es ist natürlich kein richtiger Sarg, doch der Anblick dieser Maschine weckt ein irrationales Sarg-Gefühl in ihr, das auszuhalten ist. Sie muss diese Sarg-Maschine sehen, um sich vorzubereiten. Auch Boxer betreten manchmal den leeren Ring, um ein Gefühl für den bevorstehenden Kampf zu bekommen, der immer auch ein innerer Kampf ist, den sie parallel kämpfen, um sich mental das einzige Mittel gegen ihre Angst zu injizieren: Die Selbstkontrolle.

„Bitte warten Sie in der Kabine!“ hört sie wieder die Stimme rufen. Von der anderen Seite der Trennwand. Die Frau im weissen Kittel macht ein ermahnendes Gesicht und wendet sich an ihre Patientin, die gerade aus der Maschine geholt wird.

„Natürlich! Bitte entschuldigen Sie!“ Schamvoll verschwindet sie wieder in den kleinen Raum, der für ein paar Sekunden als Zuflucht dient. Sowaas tut man nicht! Das war respektlos. Sie würde auch nicht wollen, dass eine Fremde sie anstarrt, wenn sie in diese Maschine muss. Aber sie hat niemanden angestarrt.

Nichts anderes wollte und konnte sie sehen als dieses verdammte, leblose Ding, das ihr dermassen Angst einflösst, ohne etwas zu tun, nur schon weil es da ist. *Es ist nur ein überdimensionaler Röntgenapparat. Er tut Gutes. Du bist in der Radiologie. Nichts weiter!* Sie weiss das alles, aber vielleicht holt sie ihre sensible Natur wieder ein? Vielleicht hat sie sogar deshalb Schmerzen, ist deshalb dort? Damit sie nicht länger taff ist. Damit diese Maschine eine ihrer grossen Stärken schwächt – ihr ganz persönliches Mittel gegen jeden unerwünschten Zustand: Ihre Selbstkontrolle.

Im Spiegel sieht sie sich den Schmuck ablegen. Den einzigen, den sie hat. Eine goldene Halskette mit Herz-Anhänger. Eine Weile hält sie die Kette in ihrer Hand und lässt eine Zeitreise vor ihren Augen zu: Sie sieht sich selbst, wie sie dieselbe Kette vom Hals ihrer Mutter abnimmt.

„Gib sie mir bitte.“ sagte ihre Mutter, die in einem Rollstuhl sass. Sie legte die Kette ihrer Tochter, die sich aus Schmuck nie viel machte, aufdringlich wieder in die Hand. Feierlich überreichend, den direkten Blickkontakt suchend, schrecklich vorhersehend.

„Ich werde sie nicht mehr brauchen. Ich will sie Dir schenken, solange ich es noch kann. Sie soll Dir gehören.“ Beiden war dieser Schmuck völlig egal. Als Erbe war er unbedeutend wie alles, was man anfassen kann. Viel bedeutender war von diesem Augenblick an die Frage, wie lange es noch dauern wird, bis ihre Tochter anfangen würde, diesen Schmuck als einen sichtbaren Reminder zu tragen und nicht mehr abzulegen. In einer Zeit, nachdem ihre Mutter im Rollstuhl in Räume mit durchsichtigen Trennwänden gefahren wurde, zu Röntgen- und Bestrahlungsapparaten, die Gutes tun sollten, wo es laut wie auf einer Baustelle war. Laut wie jetzt. Neben dieser winzigen Umkleidekabine, in der Reisen jenseits von Raum und Zeit möglich sind und in der heute dieselbe Halskette auf der ordentlich zusammengelegten Kleidung liegt. Unbedingt ordentlich. Präzise gefaltet. Wie im Shoppingcenter. Ein bisschen Ordnung muss sein im Chaos der

Erinnerungen und der Angst davor, dass alles abrupt aufhören könnte. Auch das Aushalten.

Jetzt hört sie Schritte. Es klopft an der Tür. Zeit, hinter die Trennwand zu gehen. Kerzengerade steht sie da, die Hände an ihre Hüften gestützt, tief ein- und ausatmend. Wie Boxer es vielleicht tun. *Geh' da raus, lass Dich scannen und fertig!* Sie fühlt sich bereit und verlässt den winzigen Raum. Auf dem Weg raschelt ihr grüner Anzug, der sich wie billiges Klopapier anfühlt und lästig am Körper klebt. Sie spürt wieder die heftigen Nadelstiche in ihrem Oberbauch und im Rücken. Ihr fällt ein, dass sie wegen der Schmerzen nicht lange liegen kann und sich ständig drehen muss. Auch das muss sie jetzt aushalten. „Es dauert maximal eine Stunde“, sagt die Frau im weissen Kittel.

„Legen Sie sich bitte hier drauf, den Kopf auf das vorgesehene Polster. Wir rollen Sie dann in den Scanner rein. Es ist wichtig, dass Sie sich nicht bewegen, damit wir scharfe Bilder kriegen. Es wird sehr laut sein. Sie werden immer wieder eine Stimme hören. Folgen Sie den Anweisungen.“ Wieder klingt die Frau routiniert, aber freundlich. *Wie oft hat sie diese Sätze schon gesagt? Wie viele Menschen am Tag werden in diesen Sarg gerollt? Das kann also keine grosse Sache sein!*

Taff legt sie sich hin, ignoriert die Schmerzen und wird aushalten. Eine Art Gummidecke wird ihr als Schutz auf den Bauch gelegt. Sie fühlt sich schwer an. Genau dort wollen sie die scharfen Bilder machen. Und doch werden sie nichts erkennen, nicht sehen, woher die Schmerzen kommen. Das weiss sie. Es wird wie damals bei ihrer Mutter sein, die mehrere Male gescannt wurde, bis das scharfe Wort „Krebs“ fiel und die Bestrahlung ohne Gummidecke begann. Vergebens. Zu spät.

Grosse Kopfhörer werden ihr über die Ohren gelegt. Auch sie fühlen sich schwer an. „Die werden Ihnen den Lärm etwas erträglicher machen. Sie werden Musik hören. Sind Sie bereit?“ – „Ja, natürlich. Fangen Sie an.“

Ein Knopf wird gedrückt und die Liege, auf der sie sich nicht bewegen darf, rollt in den knapp bemessenen weissen Raum. Erst denkt sie noch an ein Solarium, in das sie seit dem Tod ihrer Mutter nie mehr gegangen ist, was ohnehin dumm war. Aber dieses Solarium scheint eingeschrumpft zu sein. Der Gummischutz über ihrem Bauch und die Kopfhörer fühlen sich plötzlich bleiern, wie Fesseln an. Nur wenige Zentimeter trennen ihre Augen von der weissen Decke. Sie könnte sich gar nicht gross bewegen, selbst wenn sie dürfte. „Wir fangen jetzt an!“ hört sie die Frau rufen und sich entfernen.

Raus! Raus hier! Ich will raus hier! Ihre innere Sprache wird schwach. Sie hämmert mit der rechten Faust auf die Decke. Dumpf klingen die Schläge und schiessen scharfe Bilder in ihrem Kopf. Zu viele Reminder auf einmal: Ihre Mutter im knapp bemessenen, offenen Sarg. Viel zu jung, um tot zu sein. Klein und schmal sieht sie darin aus. Eingefroren. Steinern. Herzlos. Ihr rechtes Auge ist halb aufgegangen. Ein leerer, trauriger Blick, der sich zu erinnern scheint. Sie, ihre Tochter, ist allein mit ihr, starrt sie an und kann nicht wegsehen. Plötzlich kriegt sie keine Luft. Auch in ihrer Brust ist es zu eng geworden, das Zimmer zu klein und der Sarg zu nah. Es ist so laut hier, weil es so entsetzlich still ist. Jemand wird bald den Deckel schliessen, sie in einem kleinen Loch vergraben. Für immer weg. Für immer unsichtbar. Sie fällt in die Knie und verliert ihre grosse Stärke: Die Selbstkontrolle.

„Ich will raus hier!“ schreit sie. Durch die Kopfhörer erklingt die Stimme der Frau im weissen Kittel. „Ich bin hier. Ich hole Sie jetzt raus! Beruhigen Sie sich!“

Die Liege, auf der sie weint, wird wieder rausgerollt. Mit ihren Händen verdeckt sie ihr nasses, erhitztes Gesicht.

„Es tut mir leid.“ sagt sie beschämt.

„Das macht doch nichts. Hin und wieder kommt das vor.“ antwortet die Frau. Freundlich wie immer, aber diesmal klingt sie nicht routiniert.

„Ich wusste, dass es nicht schön sein wird, aber das habe ich nicht erwartet. Da drin ist es wie im Sarg.“

„Es kann einem dieses Gefühl geben, ja. Manchmal müssen wir mehrmals abbrechen und wieder von vorn anfangen.“

„Was? Mehrmals? Nein, nein. Ich schaff das schon. Fahren Sie mich wieder rein.“

„Geben Sie sich noch einen Moment Zeit. Und denken Sie daran: Ich bin gleich nebenan. Ich höre Sie, wenn etwas ist und kann jederzeit abbrechen und Sie rausholen.“

„Okay. Okay. Vielen Dank. Es wird gehen. Kein Abbrechen mehr. Ich halte es aus.“

Während sie versucht, Haltung zu bewahren, streicht ihr die Frau sanft die Tränen von den Wangen und nimmt ihre Hand. Ganz mütterlich, obwohl kein grosser Altersunterschied zwischen ihnen besteht. *Lassen Sie das lieber. Sonst muss ich nur wieder weinen. Ich bin eigentlich ein starker Mensch. Ich brauche das nicht!* Sie hofft, dass die sanfte Frau ihre Gedanken lesen kann, dass es auch dafür irgendeinen Scanner gibt.

„Es braucht Ihnen nicht unangenehm zu sein. Das kann jeden aufwühlen und ist menschlich.“ Die Frau sagt, was schwache Menschen eben hören wollen, denkt sie und wischt sich eilig die Tränen aus dem Gesicht. Ihre stechenden Schmerzen werden stärker. Sie hat keine Zeit mehr sensibel zu sein. Sie muss noch maximal eine Stunde auf dem Rücken liegend aushalten. Die Schmerzen und den Sarg.

„Legen wir los! Jetzt wird es gehen.“

„Sind Sie sicher?“

„Ja, ja. Machen Sie nur.“

Sie hört wieder einen Knopf, der gedrückt wird und ihre Liege setzt sich in Bewegung. Als ihr Kopf das Innere der Maschine erreicht und sie die weisse Decke nah vor ihren Augen sehen kann, erinnert sie sich unerwartet akustisch,

nicht mehr in Bildern. Es sind Sätze, Dialoge aus ihrer Kindheit, Erinnerungen an Gespräche mit ihrer Mutter, an die sie nie mehr gedacht hatte:

„Was tust Du, wenn Du nicht weisst, was Du tun sollst?“ – „Ich bitte jemanden um Rat oder um Hilfe?“ – „Und wenn Du das nicht kannst?“ – „Ich weiss nicht. Ich versuche mir selbst zu helfen?“ – „Richtig! Sei erfinderisch! Lass Dir was einfallen! Hilf Dir selbst!“

Panik ergreift sie wieder. Ihr wird schwindlig. Alles dreht sich. Für Momente glaubt sie, ohnmächtig zu werden, als stünde sie irgendwo weit oben über einem Abgrund. Sie schliesst ihre Augen, presst sie fest zusammen, verdrängt die Bilder, die wieder in ihr aufkommen und zwingt sich dazu, nur noch hinzuhören, sich auf die Stimmen aus ihrer Vergangenheit zu konzentrieren. Sich selbst zu helfen. Alle Reminder zuzulassen, die sie jetzt braucht. Für die sie vielleicht sogar in diesen Sarg gefahren wird und die Schmerzen, die sie hat, sind nur ein Vorwand des Schicksals. Darüber kann sie jetzt intensiv grübeln und sich ablenken. Maximal eine Stunde lang. Um nicht daran zu denken, nicht zu fühlen, wo sie jetzt ist.

„Geht es Ihnen gut? Ist alles in Ordnung?“ Die Stimme der sanften Frau in ihren Kopfhörern unterbricht sie in ihrer Konzentration.

„Ja, bestens, danke! Machen Sie nur weiter!“ ruft sie zurück. *Hilf Dir selbst. Du hältst das aus.*

Ihre Mutter hatte in ihrer Erziehungsmethode irgendwann angefangen, ihr Denkaufgaben zu geben. Bis jetzt hatte sie an diese frühen Gespräche zwischen ihnen nie mehr gedacht, aber sie muss sie wie unsichtbare Stempel in sich getragen haben. Nicht immer war sie sich ihrer bewusst. Vielleicht auch, weil Vieles, zu dem ihre Mutter sie erziehen wollte, bereits in ihrer Natur lag und bloss noch aus ihr herausgeholt werden musste. Und zwar früh im Leben. Früher als es bei ihrer Mutter der Fall war. Komisch, wie wir manche Dinge erst spät im Leben verstehen. Meist dann, wenn wir besonders schwach sind und gleichzeitig sehr stark sein müssen.

Es gibt Geschehnisse in unserer Lebensgeschichte, Worte, Blicke und Gesten, die später diese unerwartete Macht und Kraft haben, um sich wie ein roter Faden durch unser ganzes Leben zu ziehen. Zum Guten wie zum Schlechten. Nicht alle Stempel, die wir in uns tragen, wurden uns in bester Absicht aufgedrückt.

„Du könntest etwas mehr wie Deine Mutter sein.“ hatte ihr Vater mal zu ihr gesagt, als sie noch ein Teenager war. „Sie ist immer so gut gekleidet und schön geschminkt. Eine attraktive Erscheinung. Das könntest Du auch sein! Schau Dir die anderen Mädchen in Deinem Alter an! Sie wollen hübsch aussehen und Jungs beeindrucken. Du aber steckst Deinen Kopf in Bücher und denkst zu viel. Wer zu viel denkt, der nimmt alles zu genau. Der muss ja übersensibel sein.“

Dann war doch noch dieser Schullehrer, der zu ihrer Mutter sprach, als wäre ihre Tochter nicht anwesend: „Sie ist in gewisser Weise besonders, anders als ihre Mitschüler, verstehen Sie? Sehr still, dünnhäutig, nach innen gekehrt. Ich glaube, sie hat eine sehr schwache Seele und wird es sehr schwer haben.“ *Dieser Dummkopf! Wusste er denn nichts von unsichtbaren Stempeln, vom roten Faden in unserem Leben?*

Sätze wie diese waren Momente der Prüfung, die sie erst später als solche erkannt hatte. Immer wieder wurde sie vor die nicht leichte Entscheidung gestellt, sich der Erwartungshaltung anderer zu beugen oder ihrer eigenen Entwicklung zu folgen. Solche Sätze waren ein fordernder Reminder: Willst Du eine Kopie von Vielen sein oder ein Original? Um das zu beantworten, müssen wir erst wissen, wer wir sind und wo unsere Qualitäten liegen, um sie schätzen zu lernen. Das ist sehr schwierig, wenn wir von Menschen umgeben sind, für die diese Qualitäten nicht nützlich, nichts Wertvolles sind. Diese Prüfungen finden ständig irgendwo auf der Welt statt, werden bestanden oder nicht.

„Ihr wollt eine kleine Prinzessin aus mir machen, das bin ich aber nicht!“ hatte sie ihrer Mutter mal gekränkt gesagt, als sie lernen sollte, sich zu schminken.

„Wie kommst Du denn darauf? Weil ich Dir beibringen will, wie Du Dich richtig schminkst?“

„Du redest ja mit meinen Cousinen über nichts anderes! Immer nur Schminke, Kleider, Jungs! Es geht immer nur ums Aussehen! Ich wünschte, ich wäre ein Junge!“

Ihre Mutter drehte sich weg. Ihr Gesicht wurde ernst und streng. Sie schwieg eine Weile. Dieses auszuhaltende Schweigen.

„Und worüber rede ich mit Dir?“ fragte sie ihre Tochter.

„Na, über alles andere.“ antwortete sie rasch.

„Über alles andere.“ wiederholte ihre Mutter. „Ganz genau. Über die wirklich wichtigen Dinge.“

Das alles hatte sie total vergessen. Diese wertvollen Reminder. Vor lauter Staunen ist es ihr gelungen, die lauten Hammerschläge und das Piepen auszublenden. Nicht mal die Radiomusik in ihren Ohren hat sie wahrgenommen. Aber es muss dunkel bleiben. Sie hält ihre Augen geschlossen. Plötzlich hört sie einen anderen Piepton. Die erste Anweisung. Wieder eine Frauenstimme. Nicht die, die sie kennt. Eine für die Ewigkeit aufgezeichnete, die sich eine gefühlte Ewigkeit lang wiederholen wird:

ATMEN SIE JETZT TIEF EIN.

ATMEN SIE AUS.

NICHT MEHR ATMEN.

ATMEN SIE WIEDER.

Der erste Scan ihres Inneren. Ein- und ausatmen. Wie wichtig das ist und wie schwer, nicht zu atmen. Darüber denkt sie nie nach. Über den bedeutendsten Reminder. Dass dieser Atem das Leben ist. Ihr Leben.

„Ich werde Dir vielleicht Dinge sagen, die ich Dir unter normalen Umständen nie sagen würde.“ sprach plötzlich ihre Mutter. Damals. Als sie wussten, dass sie bald nicht mehr atmen wird.

„Was für Dinge meinst Du?“ fragte ihre Tochter im Stuhl ihr gegenüber sitzend. Ihre Mutter sass meistens am Bettrand. Im Liegen fühlte sie sich dem Tod näher.

„Es heisst, dass Menschen, die im Sterben liegen, manchmal ganz böse werden, weisst Du? Sie merken das gar nicht, dass sie sich verändern. Man erkennt sie nicht wieder. Für Angehörige muss das sehr schlimm sein. Sowas muss man aushalten. Kein Wunder sterben viele Menschen allein.“ erklärte sie.

„Verständlich, dass sie sich verändern.“

Ihre Mutter war wirklich sehr voraussichtig. Sie musste sich bemühen, dass sie ihr nichts anmerkte. Bei Menschen, die man liebt und die einem vertrauen, ist das sehr schwer.

„Was ist? Habe ich es etwa schon getan?“ fragte ihre Mutter. Sie kannte ihre Tochter einfach zu gut. „Was habe ich gesagt? Ich erinnere mich, dass ich irgendwie weg war. Es ist etwas passiert, oder?“

„Du hast mich schon den ganzen Tag lang nicht erkannt. Du hast mich weggeschoben, böse angeschaut und rausgeschickt. Wo ist meine Tochter, hast Du jeden gefragt. Du wurdest laut und warst verzweifelt. Fassen Sie mich nicht an, hast Du zu mir gesagt. Ich musste das Zimmer verlassen. Niemand konnte Dich davon überzeugen, dass ich es bin.“

Ihre Mutter fasste sich an die Stirn. Ihre grossen Augen wirkten noch grösser. In ihrem Blick schien sie immer häufiger nach etwas zu suchen. So als wartete sie auf die Antwort auf eine nie gestellte Frage.

„Mein eigenes Kind nicht erkannt? Weggeschoben? Welche Mutter tut sowas?“

„Eine Mutter, die eine hohe Dosis Morphin bekommt. Gegen die Schmerzen. Ich weiss das doch. Mach Dir keine Gedanken. Ich werde immer hier bleiben. Auch wenn Du nicht mehr weisst, wer ich bin. Ich werde wissen, wer Du bist.“

Sie erzählte ihr nicht, dass sie eine Stunde lang in der Toilette verschwand, ausser sich, auf dem Boden sitzend und heulend. *So darf sie nicht sterben. Im*

Glauben, dass ich nicht da bin. Doch alles wurde wieder gut. Sie umarmten sich am Bettrand und weinten gemeinsam vor sich hin.

„Deine Cousinen können nicht kommen.“ hatte ihre Tante ihr hastig, wie beiläufig, eröffnet. „Sie sind zu sensibel, um jemandem beim Sterben zuzusehen, verstehst Du? Wie hältst Du das so lange aus?“ Sie nickte nur und schwieg. *Mit Liebe* wollte sie sagen, aber es klang ihr zu kitschig. Zu überflüssig.

Eines Abends in derselben Woche hatte ihre Mutter wieder diesen suchenden Blick und war wieder ‚irgendwie weg‘. Sie lag im Bett und war noch schwächer geworden.

„Komm mit mir mit!“ sagte sie plötzlich.

„Wohin?“

„Komm, gehen wir! Was sollen wir denn noch hier?“

Ihre Tochter, die mit ihr an ihrem Bettrand sass, versuchte die Tränen abzuwehren. Sie sammelten sich aber schon sichtbar in ihren Augen.

„Wir können nicht zusammen weggehen.“ flüsterte sie fast.

„Warum denn nicht? Was hast Du denn?“

„Nichts. Es ist alles okay. Lass uns noch ein bisschen hier bleiben, in Ordnung?“ Sie hörte einen Reminder in ihrem Kopf: *Ich werde Dir vielleicht Dinge sagen, die ich Dir unter normalen Umständen nie sagen würde.* Was für eine Gabe ihre Mutter doch hatte.

„Du bist so ein liebes Kind, das Beste in meinem Leben.“ sagte sie nach einer Weile und strich ihr die Tränen aus dem Gesicht. „Hör nicht auf die anderen, ja?! Du hast so viel Stärke in Dir. Du bist stärker als sie alle. Dabei bist Du doch noch ein Kind.“

Nie wieder geschah es, dass ihre Mutter sie nicht erkannte, während die Ärzte sie immer wieder darauf vorbereiten wollten. Ihr Gedächtnis liess nach. Sie vergass zwar in manchen Momenten, dass ihre Tochter schon erwachsen war,

glaubte selbst von Zeit zu Zeit, noch ein kleines Mädchen zu sein. Sie konnte sich kaum noch bewegen, dann bald nicht mehr sprechen, aber immer wusste sie, wer ihre Tochter ist.

Und tatsächlich: Sie starb, wie sie es vorausfühlte, indem sie nicht mehr aufrecht sitzen, sondern sich hinlegen musste. Sie erhob sich zitternd vom Bettrand. Man musste sie stützen, damit sie ihre Tochter umarmen konnte, um sich dann hinzulegen, sich mit dem Tod ins Bett zu legen. Ihre Lungen machten bald diese auszuhaltenden, lauten Geräusche, die ihr diese allerletzte Anweisung gaben: NICHT MEHR ATMEN.

Ja, ich bin es wirklich, denkt sie jetzt. Taff. Wenn es am schwersten ist, taff zu sein. Sie hört wieder die Hammerschläge in der Maschine. Warum erkennt sie sich selbst nicht mehr? Muss erst ein Sarg-Gefühl ihr die Augen öffnen? Ihr alles nochmal in Erinnerung rufen? Ihr Leben durchscannen? Sie weiss eigentlich – voraussehend –, dass ihre Schmerzen jetzt nicht lebensbedrohlich sind, aber sie muss nicht voraussehend sein, um zu wissen, dass es nicht immer so bleiben wird. Für niemanden. Was ihr gerade wirklich Angst macht, ist die auszuhaltende Möglichkeit, dass dies alles eine Warnung an sie ist. Ein grosser, prophetischer Reminder dafür, dass ihre Lebenszeit wie der Innenraum eines Sarges knapp bemessen sein könnte.

Woran wirst Du denken, wenn es wirklich soweit ist?

ATMEN SIE JETZT TIEF EIN.

Ich atme tief ein.

ATMEN SIE AUS.

Ich atme aus.

NICHT MEHR ATMEN.

Wie lange noch?

ATMEN SIE WIEDER.

Endlich.

(Hammerschläge. Piepen.)

Was würde Dir durch den Kopf gehen, wenn Dir die freundliche Frau da draussen jetzt ganz sanft sagen würde, dass Du todkrank bist und bald sterben wirst? Der Moment kommt sowieso irgendwann. Spiel es jetzt durch. Woran denkst Du, wenn Du an das Ende denkst?

Ich denke an das wichtige Leben, für das mir zu wenig Zeit blieb. An Bücher, die ich nicht geschrieben habe. An Geschichten, die ich nie erzählen werde. An meine Haustiere, die ich wie eigene Kinder liebe, für die ich jemanden finden muss, bei dem es ihnen gut geht. An Menschen, die mir besonders am Herzen liegen. (Ich weiss, nicht allen von ihnen liege auch ich am Herzen.) Ich sehe, wie ihre Gesichter an mir vorbeistreichen, als wären sie auf einem Touchscreen, das so gross wie ein Gemälde ist. Noch nie sahen meine Lieblingsmenschen glücklicher und schöner aus, ihr Blick war nie liebevoller als gerade jetzt, als er nur für mich bestimmt ist. Als hätten sie alle ein zweites Leben in meinem Gedächtnis, in dem sie ohne Fehler sind und immer freundlich. Vielleicht so, wie sie es selbst gern wären, wenn sie es könnten. Im wichtigen Leben, für das auch ihnen die Zeit fehlt.

Ich weiss aber, dass ich nicht sterben werde. Noch nicht. Ich werde nachher wieder da rausgehen, ins unwichtige Leben. Ins Büro. Zum Geldverdienen. Zu den Akten, Formularen und Zahlen. In die Shoppingcenter. Zu den Touchscreens. Zum Überfluss an Nahrung, Kleidung, Kosmetik und Dingen. Das alles habe ich hier drin total vergessen, als ich nur noch an das wichtige Leben gedacht habe. Daran, wer mir viel bedeutet, wer ich wirklich bin und was aus mir noch werden könnte, wenn da nicht dieses unwichtige Leben wäre, das mir die Zeit stiehlt. Zeit, die knapp bemessen sein könnte.

„Das haben Sie sehr gut gemacht! Sie haben es geschafft!“ ruft die freundliche Frau in ihre Kopfhörer hinein.

Es ist vorbei. Die Maschine wird abgestellt. Die Radiomusik ist weg. Sie muss sich nicht länger ablenken und wird aus dem Sarg gerollt. Mit offenen Augen.

Auf den scharfen Bildern aus ihrem Innern ist nicht zu erkennen, woher die Schmerzen kommen. Das erfährt sie am nächsten Tag und ist nicht überrascht.

„Ich habe jetzt dort einen komischen Hautausschlag bekommen.“ sagt sie.

„Genau dort, wo es unter der Haut weh tut.“

„Zeigen Sie mal her... Ach ja! Der Klassiker!“

„Klassiker?“

„Sie haben eine klassische Gürtelrose.“

Endlich eine Diagnose, für die der scannende Sarg völlig unnötig war. Die seltsame Rose auf ihrem Körper ist jetzt mit bloßem Auge zu erkennen. Sie schlängelt sich ihren Schmerzregionen entlang und verpasst ihr mit ihren Dornen einen nicht zu übersehenden Stempel. Ist das diese Krankheit der schwachen Menschen, die immer stark sein wollen?

„Da Sie keine Immunschwäche haben, muss es an psychischem Stress liegen. Sie müssen sich überlegen, was das alles sein kann, das in Ihnen Stress auslöst.“

„Ach was, ich kann viel aushalten.“

„Vielleicht sollten Sie das nicht mehr.“